Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 20

Artikel: Der sterbende Bauer
Autor: Stahl, Willi
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671855

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schmetterlingsnetz und einer Büchse in den Garten gehen. Sie fing kleine Käfer und Fliegen, die sie nacheinander in die Büchse tat. Dann lief sie mit ihrem Fang nach dem Gewächshaus. Ich folgte ihr heimlich. Sie stellte die Leiter leise an, kletterte hinauf an das Nest und steckte dem armen, zurückgesetzten Vogel ihre Käfer und Fliegen nach und nach in den piepsenden Schnabel. Ich schlich weg, als wenn ich nichts bemerkt hätte. Als ich nach einigen Stunden von einem geschäftlichen Ausgang zurückkehrte, kamen mir die Kinder mit verweinten Gesichtern entgegen.

„Vater", schluchzte meine kleine Vogelfreundin, „ich — ich wollte das Kleine selbst füttern, aber die häßlichen Alten haben es totgepickt und aus dem Nest geworfen. Nun sind sie mit den drei anderen weggeflogen."

„Ach nein, das ist nicht möglich!" sagte ich bewußt ungläubig.

Ungestüm unter einander sprechend, führten sie mich nach dem Gewächshaus, und dort zeigten sie mir das tote Tierchen mit blutigen Federn und zerpicktem Kopf.

„Die bösen alten Schwalben sollen nur ja nicht wieder kommen," sagten die schluchzenden Kinder entrüstet. Langsam trat die Zweitälteste mir zur Seite und sagte leiser mit zitternder Stimme: „Weißt du, Vater, was ich denke? Ich denke, daß das tote Tierchen von der ersten Mutter war und daß die zweite es eben nicht leiden mochte."

Überrascht schaute ich die Kleine an und erinnerte mich plötzlich des Eies, das ich nach dem Tod der ersten Schwalbe im Nest gefunden hatte. Nichts bewies zwar, daß das geächtete Vögelchen jenem Ei entstammte, und trotzdem war ich von den Worten des Kindes ergriffen, dem intuitiven Ausdruck einer zarten und reinen Kinderseele. Ein großer Weltschmerz war hier instinktiv aufgebrochen, etwas, das aus der weiten, harten und kalten Welt in die geheiligten Bezirke der noch unwissenden Kinderseele gedrungen war.

Was wußte ich dem Kinde darauf zu antworten? Nichts. Ich wollte ihm auch nicht sagen, daß es sich vielleicht irre. Und ich fand es viel zu rührend, um seine Meinung durch eine trockene und nach Gelehrsamkeit schmeckende Redensart zu widerlegen.

Ich faßte das Kind an der Hand und sagte leise: „Komm, wir wollen das arme Tierchen im Garten begraben."

„Ja, neben dem anderen, neben seiner Mutter, nicht wahr, Vater?" „Gewiß, neben das andere."

Der sterbende Bauer.

Der Tod wird heute oder morgen unsern Nachbarn, einen alten, ausgewerkten Bauern, holen. Immer, wenn der große Meister wartend in den Gassen des Dorfes steht, muß ich wachen und eines Sterbenden gedenken, dessen mutiges Scheiden mitgeholfen hat, die Bilder, wie ich sie vom Tode in mir trage, freundlich und mild zu gestalten.

Jakob Rüdlin war der erste Sterbende, den ich sah. Wie es sei, wenn der Gottesbote an das Lager eines Menschen trete, hatte ich bis dahin nur aus Büchern erfahren, so aus Hansjakobs Hermesbur. Aber, offen gestanden, ich hatte dabei gedacht, ein Dichter habe das Geschichtlein erfunden, und ich zweifelte, ob der Mensch je in solch heldenhafter Art dem Tode gegenübertreten könne. Überdies hatten eifrige Sonntagsschullehrerinnen einst mein Denken gehörig mit bockschwänzigen Teufelsgestalten gespickt, so daß ich mir lange Zeit vorstellte, an einem Sterbebette finde etwas wie ein Turnier statt zwischen einem palmenschwingenden Engel und einem gabelbewehrten Satanas, so daß die letzte Stunde keinesfalls rosig sei.

Ich wurde eines andern belehrt, als ich als blutjunger Mensch eine Anstellung erhielt auf dem Lande und in kleinem Orte Wohnung fand bei einem vereinsamten Ehepaare, das vor Jahren schon krankheits- und altershalber das Gütchen verkauft hatte. Dem Sohne, welcher als Professor in fernem Lande weilte, eine Lebensstellung zu verschaffen, die höher und einträglicher war als diejenige des Vaters, war das Lebensziel der beiden Leutchen gewesen. Sie hatten es erreicht, und nichts anderes war ihnen mehr geblieben, als einander die Zeit zu vertreiben und auf ein geruhsames Ende zu warten.

Im Herbste schon keuchte und hustete Vater Rüdlin umher. Man glaubte nicht, daß er den Winter überstehe. Gleichwohl hielt er durch bis in den Märzen. Da begannen plötzlich die Kräfte zu schwinden, und eines Tages sagte er zu mir:

„Wenn Sie sich fürchten vor einem Sterbenden, so rate ich Ihnen, jetzt noch einen andern Unterschlupf zu suchen."

Wir lachten ihn aus. Er aber bestand darauf, er werde in zwei Wochen nicht mehr unter den Lebenden weilen. Er fühle dies so deutlich, ohne

sagen zu können, wie. Andern Tages schon blieb er im Bette, mochte nichts mehr essen und ordnete letzte finanzielle Angelegenheiten, las alte Briefe durch und zerriß sie, schrieb an wenige Freunde je ein kurzes Wort und bereitete sich in aufgeräumtester Stimmung auf das Ende vor, ein Bild höchster Ausgeglichenheit, beredtes Wissen vom Urgeheimnis des Lebens, erworben im jahrelangen Wachsen mit Tier und Pflanze, Wiese und Wald.

Am Tage vor seinem Erlöschen sprach er zur Frau:

„Lisbeth, wenn ich sterbe, wird nicht geweint. Solch ein Theater haben wir zwei nicht nötig. Wir haben unsern Teil geschafft und dürfen mit uns und dem Herrgott zufrieden sein. Ich weiß auch, daß ich dir gelegentlich böse Worte gegeben habe; ich sage heute noch: du hast es nötig gehabt!"

Darauf wandte er sich zu mir:

„Und Sie, Schulmeisterlein! Ihnen würde es von Amtes wegen gebühren, mir in drei Tagen eine Litanei zu lesen. Wozu? Ich bin einig mit meinem Herrn, und hat er noch etwas auszukerneln mit mir altem Sünder, so mag er's mit mir allein ausmachen. Schulmeister, ich schenke Ihnen das Gebet. Wem's gruselt auf dem Leichengange, der mag für sich ein Vaterunser beten. Das öffentliche Geleier will ich nicht. Die Lisbeth wird schon für mich beten, seit Jahren hat es ja auch niemand anders für mich getan."

In der Nacht weckte mich die Frau, es gehe zu Ende. Im Nachbarhause mußte ich den Bruder des Sterbenden holen, und zu dritt umstanden wir das Lager. Als das letzte Röcheln verstummt war, drückte der Bruder dem Toten die Augen zu. Dann faßte der stämmige Mann die erkaltende Hand und sprach fast hart:

„Es ist fertig."

„Fertig", echote es von Frau Rüdlin her. Die Greisin stand aufrechter als sonst. Sie hatte die Hände gefaltet. Keine Klage brach über ihre Lippen. Keine Träne netzte ihre Augen. Nach einer Weile bot sie uns die Hand und dankte für unser Kommen. Schweigend verließen wir die Kammer.

Und dies ergriff mich am meisten, daß Menschen, die ein ganzes Leben lang gemeinsam die Scholle bebaut, gemeinsam frohe Zeiten durchlebt, Mißwachs, Seuche und Unwetter ertragen haben, den Tod als etwas so Selbstverständliches hinnehmen, wortkarg, scheinbar gefühlsarm. Wer aber auf dem Lande aufgewachsen ist und mit diesen Menschen zusammen gearbeitet hat, der weiß, daß die scheinbar rauhe Schale Größe birgt, Ritterlichkeit und Adel. Willi Stahl.

Das Boot.

Es schwillt der See zum Strand hinan,
Im Schilfe lehnt ein morscher Kahn.

Der Welle Spiel, der Sonne Spott,
Wird dieses Schiff nie wieder flott.

Was trug es wohl an Menschengut,
An Schicksal durch das Blau der Flut?

„Ricordo" steht am Kiel verblaßt —
Du morsches Boot, ich war dein Gast.

In meinem Arm eng angeschmiegt
Ein Kind, das zag die Scheu besiegt.

Sie trug der Rose junge Lust,
Die bebte mit der jungen Brust.

In Rosen überm Kahne schwamm
Der Vollmond auf dem Wolkenkamm.

In Leidenschaften rollte schwer
Der See die linde Nacht einher.

Mir sott das heiße junge Blut,
Im Herzen sott der Übermut.

Ein Schrei! — Das Zweiglein ist zerdrückt.
Leis schluchzt das Kind in sich gebückt.

Sie weinte heiß. — Der Mond verschwand,
Nachtschatten deckten Flut und Land.

Wir schieden still. Wie junges Weh
Aufseufzend lag der dunkle See.

Wo ist das Kind, die frische Ros'?
Sie wählte sich ein Wanderlos!

Es schwillt der See zum Strand hinan,
Im Schilfe lehnt der morsche Kahn.

Der Welle Spiel, der Sonne Spott,
Wirst du, mein Schiff, nie wieder flott. J. C. Heer.

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Zürich 7, Rütistr. 44. (Beiträge nur an diese Adresse!) ☛ Unverlangt eingesandten Beiträgen muß das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich.